



**Bruno Pellegrino**

**STADT  
AUF ZEIT**

**Roman übersetzt  
von Lydia Dimitrow  
verlag die brotsuppe**

Bruno Pellegrino  
STADT AUF ZEIT

verlag die brotsuppe





Bruno Pellegrino

**STADT  
AUF ZEIT**

Roman,  
aus dem Französischen  
von Lydia Dimitrow

verlag die brotsuppe



»Wenn die Bilder der Erinnerung erst einmal in Worte gefasst sind, erlöschen sie«, sagte Polo. »Vielleicht fürchte ich, das ganze Venedig auf einmal zu verlieren, wenn ich davon spreche.«

Italo Calvino, *Die unsichtbaren Städte*  
(übersetzt von Burkhart Kroeber)





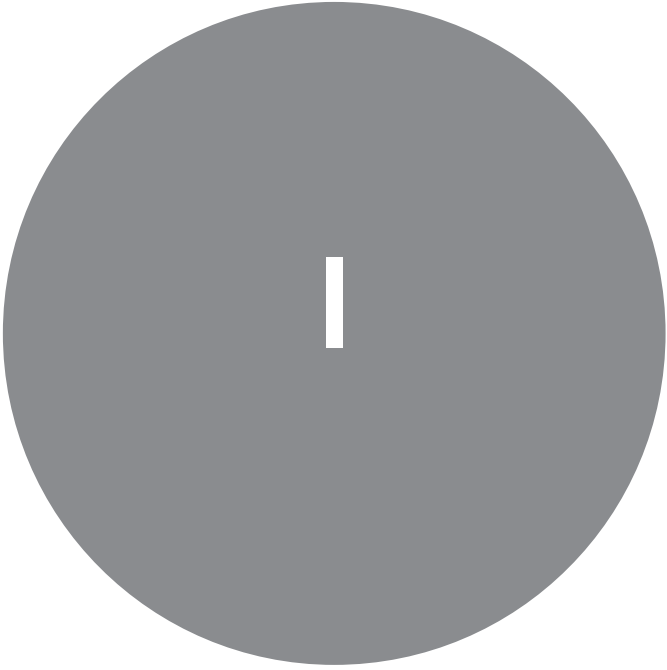
Immer wieder pochten Sirenen gegens Fenster. Im Morgenrauen gingen sie ohne jede Vorwarnung los. Ohrenbetäubend kreisten sie hinter der Scheibe, die Vorhänge hatten ihnen nichts entgegenzusetzen, man hätte Fensterläden haben oder das Fenster zumauern müssen.

Anfangs schreckte ich noch hoch, mit klammem Oberkörper saß ich dann im Bett. Die feuchte Luft kroch zwischen die Laken. Mit der Zeit schlug ich nicht einmal mehr die Augen auf. Ich lag in meiner eigenen Wärme auf der Seite, eine Hand unterm Kissen, eine zwischen den Schenkeln, und sank in die Matratze. Die Sirenen waren harmlos; in Abstufungen, die sich mir nicht erschlossen, kündeten sie nur davon, dass auch heute das Meer die Stadt erobern würde.

Danach schlief ich nicht mehr ein, wartete, bis sie verklungen, dann stand ich auf. Ich rieb mir die Lider wie ein Kind und öffnete die Augen. Im Halbdunkel, das über dem Zimmer lag, blühten große, schwarze Flecken an der Decke.









Die Muster, die das Wasser auf die Scheiben zeichnete, verschwammen, als der Zug sich nach dem letzten Bahnhof auf dem Festland wieder in Bewegung setzte. Die Tropfen nahmen stoßweise zu, flossen ineinander und wurden immer schwerer. Ich raffte meine Sachen, knüllte meinen Kaffeebecher zusammen und packte den Roman wieder ein, in dem ich zwar geblättert, aber am Ende nicht gelesen hatte. Mietriegel, Lagerhallen, Docks und Tanks zogen im Januarregen vorüber. Etwas, das wie eine Ölraffinerie aussah, spuckte aus zwei hohen Schornsteinen Flammen. Die Tropfen zogen sich in die Waagrechte, als der Zug an Fahrt aufnahm und auf die Brücke ratterte, die ich aus Erzählungen kannte.

Hier flossen die Flüsse des Festlands zusammen, verwoben ihre Mündungen und bildeten so eine von kleinen Inseln übersäte und von Strömungen durchzogene Fläche, die ein Küstenstreifen vom Meer abschirmte. Ich hatte viel gelesen, ich kannte die Geschichte. Wie man Ulmen, Lärchen und Eichen in den Bergen geschlagen, hierhergeschafft und sie zu Pfählen zugeschnitten hatte, um sie in die Matschbänke und die grasbewachse-

nen Böschungen zu rammen. Wie dieser geköpft Wald langsam im Schlamm erstarrte und als Fundament für alles diente, was noch folgen sollte. Man zwängte die Landschaft in ein Korsett aus steinernen Kais, baggerte Kanäle aus, pflasterte Plätze und errichtete Paläste, zog in den Krieg und kehrte mit reicher Beute heim, mit kostbarem Holz, unverwüstlichem Stein, Elfenbein, Seide und Gewürzen; man mauerte Hauswände aus Sand und Kamelknochen, verlegte Schienen und Kabel, um das Archipel zu elektrifizieren, und baute Parkplätze, Hotels und Fähranlegestellen. Sofort hatte das Salz sein zerstörerisches Werk begonnen, und schon nach einer Nacht war der untere Teil der Mauern von Wasserpflanzen bedeckt.

Über diesen großen Teich, der Tag für Tag von den Gezeiten erobert wurde und der mit Schilf und Dalben aus immer drei Pfählen gespickt war, führte die Brücke. Am Horizont wurden Licht und Wasser ununterscheidbar, sie waren hier eins, graublau, und nagten an den Konturen der Dinge, machten alles weich. Ganz am Ende erhob sich in der Unschärfe blass und geballt die Stadt.

Als der Zug zum letzten Mal bremste, zog es den Regen in senkrechten Streifen über die Scheibe. Auf dem Kai ein Geruch nach Tümpel – Ente, lauwarmer Algen, Schnee –, auch etwas Chemisches, Chlor oder Reinigungsmittel, wie im Schwimmbad. Die große Treppe vor dem Bahn-

hof sah aus, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Mein Koffer rumpelte über die nassen Steinplatten. Schwächliche Bäume wuchsen aus vergitterten Quadratbeeten. Von den Schildern tropfte es. Ich war zum ersten Mal hier, und alles, was ich sah, kam mir bekannt vor.





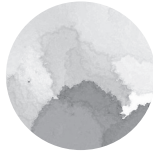
Bevor mich die Stiftung im Herbst kontaktiert hat, hatte ich von der Übersetzerin noch nie gehört. Allerdings hat von Übersetzern überhaupt nie jemand schon mal gehört – so hat sie selbst es gesagt in einem Interview, das ich später entdecken würde –, schon gar nicht, wenn es sich auch noch um eine Frau handelt.

Man hatte ihr vor kurzem einen Preis für ihr Lebenswerk zugesprochen, und diesen Moment der Aufmerksamkeit wollte die Stiftung nutzen. Meine Aufgabe war im Grunde einfach, es ging um eine Bestandsaufnahme, darum, Unterlagen der Übersetzerin zu sichten. Die gesammelten Dokumente würden anschließend in eine Bibliothek Eingang finden, wo sie archiviert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht würden. Aber noch befand sich alles in ihrem Haus, also musste ich in die Stadt reisen, in der sie sich dreißig Jahre vorher, noch vor meiner Geburt, niedergelassen hatte.

Die Stiftung hatte Wert daraufgelegt, dass ich so bald wie möglich anfinde. Ich hatte gerade mein Studium beendet, wohnte in einer WG, ich konnte ab sofort. Der

Sekretär dankte mir, gleich zum Jahresbeginn sei ideal. Das Zugticket schickte man mir per Post, einfache Fahrt. Mein Vertrag war zeitlich nicht begrenzt, sobald ich vor Ort wäre, sollte ich selbst abschätzen, wie lange ich brauchen würde.

Ich hatte eher aus Neugier als aus echter Begeisterung für die Aufgabe zugesagt. Ich kannte die Stadt nicht, ich hatte nur die kitschigen Hochglanzbilder vor Augen, die man mit ihr verbindet. Ein Wochenendtrip dorthin hätte mich nicht interessiert, aber die Vorstellung, eine Zeitlang in dieser Stadt im Ausland zu wohnen, reizte mich. Den ganzen Herbst lang sagte ich mir ihren Namen vor, den Namen, den mein Umfeld nennen würde, wenn es darum ginge, dass ich weg war. Und weg sein, das war alles, was ich wollte.



Das Wohnheim befand sich auf einer Insel, die ein breiter Kanal von der Altstadt trennte. Auf der Website war zu lesen, dass eine Fähre die beiden Ufer verbinde, die etwas abgelegene Lage biete einen unverbauten Blick auf die Stadt. Als ich von Bord ging, hatte sich der dichte Nebel, der am Bahnhof die Abfahrt des Boots verzögert hatte, noch nicht gelichtet. Vom Kai aus konnte ich nicht mehr als die ersten Meter eines fast schwarzen Wassers ausmachen, das genauso gut zu einem Fluss oder zum offenen Meer hätte gehören können.

Ich schlug mich in die Straßen, in vollem Bewusstsein, was für einen Lärm mein Koffer machte, die Rollen waren alt und holperten hart übers Pflaster. Am Wohnheim lief ich mehrmals vorbei, weil ich dachte, dass es hier unmöglich sein konnte. Die brüchigen Betonplatten an der Fassade waren von Flechten grün marmoriert, rostige Schlieren zogen sich unterhalb der Fenster über die Hauswand. Wegen des Regens, der die Oberfläche zerpflegte, konnte ich nicht erkennen, in welche Richtung der Kanal strömte, der am Gebäude entlangfloss. Eine zwischen Algen verfangene Flasche trieb inmitten eines

Ölfilms auf dem Wasser. Direkt an der Kante wimmelten Schwärme kleiner weißer Fische.

Im Zentrum des Wohnheims, das von einem verwaisten runden Schornstein aus rotem Backstein überragt wurde, lag ein Hof mit ungewisser Bestimmung. Eine Art Generator, aus dem ein paar verknäuelte Stromkabel ragten, surrte vor sich hin. Ein Fleckchen Rasen verlieh der industriellen Kulisse einen schwachen Anstrich von Natur.

Ich hätte unmöglich sagen können, wie alt die Wohnheimleiterin war, die bei meiner Ankunft hinter dem Empfangstresen saß. Ich schätzte sie jünger als meine Mutter. Als sie mich kommen sah, stieß sie einen langen Seufzer aus und murmelte: Sieh sich einer dich an. Ich war triefnass. Als ich ihr meinen Pass reichte, hellte sich ihr Blick auf, ach, du bist das, der Spezialfall. Das Wohnheim war Studierenden der Universität und der Schule für Architektur vorbehalten, aber der Stiftung war es irgendwie gelungen, mich trotzdem hier unterzubringen. Ich hatte um nichts gebeten. Die Leiterin gab meine Daten in ihren Computer ein, fluchte über dessen Langsamkeit, dann setzte sie ihre Brille ab und gab mir meinen Pass zurück. Sie sprach sehr schnell, ich dachte erst, ich hätte sie falsch verstanden, als sie mir erklärte, es gebe keine Küche. Sie führte aus – die Gefahr eines Kurzschlusses, die maroden Stromleitungen, außerdem seien

Elektrogeräte auf den Zimmern verboten, keine Kocher und keine Minibar aus dem Hotel, verstanden? So lange, wie sie hier arbeite, habe sie schon alles erlebt.

Meine Präsenz im Flur riss die Bewegungsmelder aus dem Tiefschlaf, Neonröhren färbten sich grün, sobald ich unter ihnen hindurchschritt. Das Wohnheim war früher eine Fabrik gewesen, die Leiterin hatte mir nicht gesagt, wofür. Eine gewisse Kälte hatte dem Gebäude auch seine Umwidmung nicht nehmen können. Der Blick stieß sich an rechten Winkeln, es hallte vom gewachsenen Beton. Im Treppenhaus begegnete ich niemandem.

Das Zimmer im dritten Stock, das man mir zugeteilt hatte, war mit einem Einzelbett, einer Kommode und einem kleinen Schreibtisch ausgestattet. Die Wände waren mit schwarz-gelben Spuren, Kleberresten und Löchern von Reißzwecken übersät. Durch das einzige Fenster zog sich ein langer Sprung. Im Bad trat ich in eine von Haaren durchäderte Lache. Das Waschbecken war verstopft, der Spiegel mit getrockneter Spucke besprenkelt. Von meinen diversen früheren Aufenthalten in fremden Städten wusste ich, wenn ich mich nicht gleich um diese Dinge kümmerte, täte ich es nie. Daran, dass eine der zwei Glühbirnen am Arzneischrank durchgebrannt war, an den Kalk, der die Wasserhähne zierte, das ausgebleichene Mosaik der rissigen Emaille in der Duschwanne – an all das hatte ich mich in gewisser Weise jetzt schon gewöhnt.